

Krieg und Gefangenschaft 1945 – 1946

Nun war ich also Soldat. Wir waren kaserniert. Ausgang gab es keinen, da wir uns in der Öffentlichkeit als Soldaten nicht bewegen konnten. Das mussten wir noch lernen. Aber soweit kam es nicht mehr. Ich weiß bis heute nicht, wie ich mich als Soldat zu benehmen habe. Es kann auch sein, dass uns die Bevölkerung in den abgetragenen Uniformen (Bridges Hosen, Wickelgamaschen und als Strümpfe Fußlappen) nicht sehen sollten. So kurz vor Weihnachten tat sich herzlich wenig. Wir wurden die Tage irgendwie beschäftigt, bis die Feiertage herum waren.

Anfang Januar ging die Ausbildung los. Am Vormittag Exerzieren. Die einzelnen Kommandos wurden immer wieder geübt, bis sie automatisch und exakt ausgeführt werden konnten. Am Nachmittag dann Geländeübungen und Waffenunterricht. Bewaffnet wurde jeder mit einem Karabiner K98. Mit diesem wurden ausgiebige Schießübungen gemacht. Selten wurde mit einer Pistole 08 geschossen. Die Ausbildung am MG 34 und Mg 42 (Maschinengewehr) beschränkte sich, um Munition zu sparen, auf das Auseinandernehmen und Zusammenbauen derselben. Das waren im Wesentlichen die Waffen, an denen jeder Soldat ausgebildet wurde.

Als Pioniere wurden wir noch im Gebrauch von Sprengstoff, sowie im Brückenbau unterrichtet. Zur Panzerabwehr lernten wir den Gebrauch von Handgranaten, Tellerminen und sogenannten Hafthohlladungen kennen. Es gab zwar auch schon Panzerfäuste, aber die standen damals zum Üben nicht zur Verfügung. Das waren also die Instrumente zum Töten.

Die Geländeübungen bestanden aus Schießübungen aus einem Schützenloch, sowohl bei Tag als auch bei Nacht in einer Nachtübung. Auch der Auf- und Abbau einer Pontonbrücke über die Weser (bekanntlich entspringt ja die Weser durch den Zusammenfluss von Fulda und Werra in Hannoversch Münden) wurde geübt. Das alles im Januar. Es ist so schön, Soldat zu sein. Aber es kam noch besser. Anfang Februar rückte unser Zug (ca. 30 Mann) nach Schwarzenborn (Knüll) auf den Truppenübungsplatz aus.

Ob die ganze Kompanie (bestehend aus 4 Zügen) und mit welchem Transportmittel wir dahin kamen, kann ich nicht mehr sagen. Da fehlt mir jegliche Erinnerung. Auch über Unterkunft und Verpflegung kann ich nichts sagen. Also auf dem Truppenübungsplatz angekommen, wurden als erstes Erdbunker gebaut. Zu diesem Zweck musste entsprechender Erdaushub gemacht werden. Alles in Handarbeit mit Hacke und Schaufel. Der Boden war nass und glitschig und ging nicht von der Schaufel. Also mussten die außerhalb des Loches stehenden Soldaten mit anderen Schaufeln die Erde abkratzen. Andere fällten im nahen Wald entsprechende Bäume, mit denen der Aushub abgesichert wurde. Die Zwischenräume zwischen den Baumstämmen wurden mit Moos abgedichtet. Auch das Dach wurde auf diese Weise errichtet. Der Eingang mit einer Zeltplane zugehängt und fertig war unser künftiges Domizil.

Täglich fanden nun Gefechtsübungen mit Angriff und Verteidigung statt. Dabei wurde mit scharfer Munition auf Pappkameraden geschossen. Wir lernten, uns zu tarnen und zu bewegen, auch unter simuliertem feindlichen Beschuss. Ich persönlich wurde bei diesen Übungen oft als Scharfschütze eingeteilt, da ich mit dem Gewehr gut umgehen konnte. Auch einige Gepäckmärsche in feldmarschmäßiger Ausrüstung (ca. 25 Kg) von ca. 20 – 25 km Länge wurden absolviert. An meinem 19. Geburtstag durfte ich 2 Stunden Nachtwache schieben. Viel Zeit über mein bisheriges Leben nachzudenken. Nach 4 oder 5 Wochen ging es zurück in die Kaserne. Das war im Wesentlichen die Ausbildung im Schnelldurchgang. Um den

Heldentod zu sterben, reichte das allemal. Zurück in der Kaserne ging der tägliche Drill weiter. Durch die Ergebnisse auf dem Truppenübungsplatz wurde mir vorgeschlagen, eine Ausbildung zum Scharfschützen oder zum Unteroffizier zu machen. Die Unteroffizier-Ausbildung kam mir sehr gelegen, denn der Ausbildungsort war Hanau. Doch dazu kam es nicht mehr. Die allgemeine Kriegslage war verzweifelt. Im Osten setzte die Russische Armee unbeirrt ihren Vormarsch fort. Ostpreußen war bereits gefallen, und es ergoss sich ein ungeheurer Flüchtlingsstrom nach Westen. Im Westen war die Ardennenschlacht verloren, und die Alliierten standen bereits am Rhein. Im Westen wurden, im Gegensatz zum Osten, die anrückenden Truppen als Befreier gefeiert.

*I*ch kann mich noch gut an einen Ausbilder erinnern, der in Ostpreußen beheimatet war und über das Schicksal seiner Familie sehr in Sorge war. Wenn der zu uns auf die Stube kam, sagte er: „Jungs jetzt muss ich einmal etwas schreien, weil das von mir verlangt wird. Ansonsten ist mir das alles scheißegal!“

*I*n der zweiten Märzhälfte kam dann für uns der Befehl zum „Fronteinsatz“. Mit dem Zug fuhren wir Richtung Hanau, kamen aber nur bis Kassel, als der Zug plötzlich auf freier Strecke zu stehen kam. Wir wurden von einem Tiefflieger-Angriff beschossen. Alles raus aus den Wagen und in Deckung gehen. Ich sprang aus dem Wagen und warf mich neben die Gleise, in der stille Hoffnung, dass es die richtige Richtung war. Wir wussten ja nicht, aus welcher Zugrichtung der Angriff kam. Nachdem die Flieger die Lok zerschossen hatten, drehten sie ab und verschwanden. Es stellte sich heraus, dass es im Wagen vor uns Tote und Verwundete gegeben hat. Ich war unverletzt. Wieder einmal Glück gehabt.

*D*ie Nacht verbrachten wir in einem nahe gelegenen Dorf. Am nächsten Tag kam dann ein LKW mit Holzvergaser als Antrieb. Dazu wurde ein Kessel mit kleinen Buchenholzscheiten gefüllt und erhitzt. Das austretende Gas wurde dann als Kraftstoff verwendet. Auf der Fahrt fing die Plane Feuer und es dauerte eine Weile, bis wir den Fahrer verständigen konnten. Nachdem auch das überstanden war, ging es weiter Richtung Hanau. Wir kamen aber nur noch bis Langenselbold, da hieß es „Absitzen“. In Schützenkette links und rechts der Häuser ging es zu Fuß weiter. Als wir die Ortschaft verließen, waren links der Straße schwere Flakgeschütze zu sehen. Die waren aber unbrauchbar gemacht, und von der Mannschaft war weit und breit niemand zu sehen. Die einzige Waffe gegen Panzer war also unbrauchbar. Wir hatten jeweils nur ein Gewehr mit 60 Schuss Munition.

*W*ir kamen in einen Wald, als es im Unterholz raschelte. Es kamen uns einige Schüler mit vor Angst verstörten Gesichtern entgegen. Ich dachte bei mir, die hatten unter Beschuss gelegen. Jetzt wird es Ernst. Nach ein paar hundert Metern kam dann plötzlich der Befehl zum Umkehren. Warum ist mir bis heute ein Rätsel. Der nächste Halt war auf einer Wiese. Da kam der Befehl zum Eingraben. Da ich keinen Spaten besaß, sagte ich zu einem Kameraden der da grub: „Mach das Loch ein bisschen größer für zwei“. Ich holte meinen Proviant heraus und fing an zu essen. „Was hat das Ganze eigentlich für einen Sinn“, dachte ich. Wir waren ein Zug von 30 Mann und weit und breit die einzigen Soldaten. Befehligt wahrscheinlich von einem Unteroffizier. So genau weiß ich das nicht mehr. Ich dachte nur „wenn jetzt Panzer kommen, fahren die einfach links und rechts an uns vorbei“. Eine Front hatte ich mir eigentlich anders vorgestellt.

*D*ie Nacht verbrachten wir irgendwo in der Nähe eines Dorfes. Man konnte in der Ferne die

Motoren der Panzer hören. Bei Tage wusste ich, dass wir in der Nähe des kleinen Flugplatzes von Erlensee waren. Neugierig, wie ich war, pirschten wir uns zu zweit an den Flugplatz heran. Da war aber niemand. Also ging ich in eine der Baracken hinein und fand eine Kiste mit Handgranaten. Ich nahm einige davon mit, um unsere Bewaffnung für den Endsieg etwas aufzubessern.

Wir hatten als Pioniere die Aufgabe, Panzersperren zu bauen. Da wir aber nur unsere Hände zum Arbeiten hatten, sammelten wir allerhand Gerümpel und Pferdewagen zusammen und verbarrikadierten damit die Straße. Nachts marschierten wir zurück in Richtung Schlüchtern. Eines Nachts kamen wir auf unserem „Rückzug“ in die Nähe von Wächtersbach. Da sagte ein Kamerad „15 Minuten von hier bin ich zu Hause“. Daraufhin riet ich ihm: „Lass dich in den Graben fallen und geh nach Hause, wenn wir weit genug weg sind.“ Das hat er auch getan. Hoffentlich ging alles gut. So ging es jeden Tag: Sperren bauen und nichts wie weg. Schlüchtern umgingen wir. Da sahen wir nachts nur den Feuerschein einer brennenden Stadt. Für mich war der Krieg schon zu Ende. Es ging nur noch darum, unbeschadet davon zu kommen.

Am 1. April, es war Ostersonntag, waren wir in Steinau an der Straße angekommen. Mein Kamerad Gustav H. und ich wurden zur Wache am Ortseingang eingeteilt. Die Bewohner eines nahen Hauses versorgten uns mit Verpflegung. Früh am Nachmittag kam von uns jemand auf einem Fahrrad vorbei und teilte uns mit, dass wir zum Essenfassen kommen sollten. Erstens, wurden wir von den Bewohnern gut gepflegt und zweitens, durften wir unseren Wachposten ohne Ablösung nicht verlassen. So hatten wir es in der Ausbildung gelernt. Wir schoben also, da keine Ablösung kam, den ganzen Tag Wache. Gustav erzählte mir inzwischen seine Lebensgeschichte. Er war ein Heimkind und stammte aus eine Alkoholikerfamilie. Vor seiner Einberufung war er bei einem Bauer aus dem vorderen Odenwald als Knecht tätig. Am späten Nachmittag war mir die Sache doch etwas sonderbar, und wir beschlossen, doch den Wachposten zu verlassen. Wir begaben uns zur Unterkunft und siehe da: Unser Zug war ohne uns abgerückt, und man hatte uns einfach vergessen. Das war ein Wink des Schicksals.

Auf uns gestellt, beschlossen wir, Gustav und ich, Richtung Heimat zu marschieren. Das Problem war nur, die Heimat war inzwischen besetzt („befreit“). Wie kommt man unerkannt als Soldat in das besetzte Gebiet? Während Gustav durch Betteln für unser tägliches Wohl sorgte, kümmerte ich mich darum, nicht als Deserteure gebrandmarkt zu werden und von einem „Führertreuen“ am nächsten Baum aufgehängt zu werden. Zu diesem Zweck befragte ich jeweils den Bürgermeister des nächsten Ortes nach dem Auffangort für versprengte Truppenteile. Wurden wir unterwegs angehalten, standen wir stramm und ich meldete: „Zwei Versprengte auf dem Weg zum Auffanglager im Ort sowieso“. Tatsächlich wurden wir auch einmal angesprochen.

Ich hatte einen Geschäftskollegen, Hugo H., der war Parteimitglied und außerdem im Betrieb für die Zwangsarbeiter verantwortlich. Seine Frau stammte aus Zeitlofs in der Rhön. Dahin, dachte ich, hat er sich bestimmt abgesetzt. Meine Überlegung war, dorthin zu gelangen und uns mit Zivilkleidung versorgen zu lassen. Wir waren beide jung und nicht besonders groß. Mit kurzen Hosen hätte man uns ohne weiteres für Schüler halten können. Also marschierten wir Richtung Zeitlofs. Zwischenzeitlich wurden wir in einem Auffanglager auch einer neuen Einheit zugeteilt.

Irgendwie hatten wir auch einmal die Gelegenheit, in einem Lieferwagen mitzufahren. Leider nur kurze Zeit, da wir von Tieffliegern beschossen wurden und wir unser Heil im Straßengraben suchen mussten. Als ich im Liegen so nach oben schaute, sah ich dem Flieger direkt in die MG Mündung. Die Salve ging aber circa 50 Meter hinter mir nieder. Bomben hatte der zum Glück offenbar keine mehr. Bei einem nächtlichen Marsch setzten wir uns aber wieder ab. Irgendwie erfuhr ich, dass in Zeitlofs eine Einheit der SS sei. Das war natürlich nicht mein Fall und Zeitlofs wurde gestrichen.

Wir beschlossen dann, zu versuchen, ohne Zivilkleidung durch die feindlichen Linien zu kommen. Wir gingen zunächst einmal weiter und versuchten, im nächsten Dorf irgendwie unterzutauchen. Wir kamen zwar in ein Dorf, welches aber vollkommen leer und unbewohnt war. Da fiel mir ein, dass wir auf dem großen Truppenübungsplatz von Wildflecken waren. Ich sagte zum Gustav: „Da können wir nicht weiter. Da bekommen wir nichts zu essen“. Also machten wir kehrt und marschierten Richtung Heimat. Wir befanden uns in einem Tal, links und rechts war Wald. In diesem versteckten wir uns tagsüber. Bei Dunkelheit liefen wir los. Auf einmal hörten wir den Abschuss von einem Geschütz und gleich darauf hörten wir über uns das Heulen einer Granate. Nun hatten wir in der Ausbildung gelernt, wenn die Granate zu hören ist, dann ist der Einschlag nicht in der Nähe. Gleich darauf wieder ein Abschuss, und der Einschlag war schon etwas näher. Also dachte ich, „die machen Störfeuer, und das kann uns nicht gefährlich werden.“ Der nächste Abschuss und Einschlag waren fast gleichzeitig und ich fand mich auf dem Waldboden wieder. In der Dunkelheit rief ich „Gustav, lebst du noch?“ Darauf das beruhigende „Nichts passiert“. Nun begaben wir uns nach jedem 2. Abschuss schon vorsorglich in volle Deckung.

Wir waren froh, als wir ein verlassenes Haus sahen, und so wir begaben uns sogleich in den Keller. Da waren an den Wänden lauter Lichtpunkte. Es waren Soldaten, die rauchten. Ob Feind oder Freund konnte man in der Dunkelheit nicht ausmachen. Das war uns auch egal, und wir suchten uns einen freien Platz. Wir schliefen dann im Sitzen an die Wand gelehnt ein. Als wir im Morgengrauen erwachten, waren wir ganz alleine in dem Keller. Also machten wir uns wieder auf den Weg. Plötzlich tauchte im morgendlichen Nebel vor uns ein Panzerspähwagen auf. Was der da machte, blieb mir ein Rätsel. Jedenfalls rief der uns aus seiner Kanzel aus an und fragte, wo wir hin wollten. Ich sagte wir seien zwei Versprengte und suchten unsere Einheit. Darauf bekamen wir als Antwort: „Wenn ihr in diese Richtung weitergeht, lauft ihr dem Feind direkt in die Arme.“ Ich bedankte mich, und wir machten auf der Stelle kehrt. Außer Sichtweite querten wir dann das Tal, um auf der gegenüberliegenden Seite die Richtung wieder zu ändern. Wir entledigten uns auch unserer Bewaffnung, indem wir zunächst die Patronen wegwarfen. Nach einiger Zeit entfernten wir die Schösser unserer Gewehre und warfen diese auch weg. Als letztes kamen die unbrauchbar gemachten Gewehre dran. Auch diese landeten auf dem Waldboden.

Nach einiger Zeit tauchte vor uns ein Bauernhof auf. Das war das Zeichen, dass wir den Truppenübungsplatz hinter uns gelassen hatten. Da es inzwischen hell geworden war, verkrochen wir uns unerkannt in die Scheune, um in diesem Versteck den Tag zu verbringen. Die Scheune war an einem Hang gebaut. So konnte man von der Straße aus direkt in die Tenne kommen. Wir waren noch nicht lange da, als wir das Motorengeräusch eines Panzers vernahmen. Der hielt genau am Eingang zur Tenne. Mein Kumpel Gustav kletterte die Leiter hoch und schaute durch die Ritzen, was sich da tat. Dieses Geschehen teilte er mir dann mit. Das mussten aber die Amerikaner gehört haben und stießen die Tür auf. Mein Kumpel Gustav war somit entdeckt und ergab sich mit erhobenen Händen. In der Annahme, dass nach

weiteren Soldaten gesucht würde, kletterte auch ich die Leiter hoch und ergab mich ebenfalls. Die Bauersleute haben uns bei unserem Anblick beschimpft. Wohl aus Angst um Haus und Hof. Ich hoffe, dass sie aber nichts zu fürchten brauchen. Wir mussten uns dann links und rechts vorne auf den Panzer setzen. So fuhren wir als Zielscheibe mit bis zur nächsten Wegkreuzung. Da stand ein Jeep und nach einem Wortwechsel der Amis wurden wir mit diesem Jeep zurückgebracht ins nächste Dorf. Da war in der Kirche eine Sammelstelle für Gefangene eingerichtet. Ich musste, bevor ich da hineingehen durfte meinen silbernen Fingerring und die Uhr abgeben. War dann wohl ein Souvenir. Ich war erleichtert, dass die Ungewissheit der Gefangennahme damit erledigt war.

Das waren meine Erlebnisse als Wehrmachtsangehöriger. Meine Gedanken damals waren ganz anderer Natur. Ich dachte immer daran, wie es wäre, wenn plötzlich ein Feind vor mir auftauchte. Würde ich ihn erschießen? Was wäre, wenn er zuvor meinen Kameraden erschossen hätte und jetzt würde er sich mir ergeben? Würde ich ihn aus Wut auch erschießen? Oder würde ich denken: „Der kann nicht anders, es ist halt Krieg.“ Auch im umgekehrten Fall, also wenn ich mich ergäbe, würde mich der Feind am Leben lassen? Ich war heilfroh, dass ich während der ganzen Zeit keinen einzigen Schuss abzugeben brauchte.

Heute mache ich mir Gedanken „Wozu braucht ein Land eigentlich Soldaten? Um seine Bevölkerung zu schützen! Vor wem zu schützen? Vor dem Feind! Aber wer ist denn mein Feind? Das bekommt die Bevölkerung von der Obrigkeit gesagt! Das wird uns gebetsmühlenartig so lange mitgeteilt, bis es jeder glaubt. Der Bauer in einem anderen Land will mich von meinem Land vertreiben? Das soll mein Feind sein? Der will genau wie ich in Frieden seinen Acker bestellen und denkt gar nicht daran, mir den meinigen wegzunehmen! Auch ich habe keinerlei Interesse, ihm den seinen wegzunehmen! Warum also soll er mein Feind sein?“

Aus heutiger Sicht ein paar Gedanken über das Soldatendasein: „Soldaten müssen andere Soldaten töten. Aber jeder normale Mensch hat eine Hemmschwelle, einen anderen Menschen zu töten. Wie wird diese Hemmschwelle bei einem Soldaten aufgehoben? Bevor ein Soldat überhaupt die Handhabung der Gerätschaften zum Töten erlernt, muss er bereit sein, diese auch zu benutzen. Wie erlernt er das? Durch das im Allgemeinen verhasste Exerzieren. Da ist ein Vorgesetzter, der ihm einige Stunden am Tag laufend Befehle erteilt. Das geschieht jeden Tag, über Monate und manchmal über Jahre. Das geht solange, bis er ohne zu denken jeden Befehl ausführt. Das geht dann ab wie Radfahren. Einmal gelernt, kann man es immer. Jawohl Herr General! Der sitzt dann im Befehlsstand und schiebt im Sandkasten die ihm unterstellten Menschen hin und her. Das war in der Vergangenheit so, das ist heute so und wird auch in Zukunft so sein. Wie bringt man eigentlich bei einem Militärputsch Soldaten dazu, auf die eigenen Landsleute zu schießen?“ Das sind so meine Gedanken aus heutiger Sicht der Dinge.

Nun war ich also in amerikanischer Gefangenschaft. Es war so um den 3. April 1945, als meine Odyssee begann. Eine Nacht verbrachte ich in der Kirche. Am nächsten Morgen wurden wir auf einen Militär-LKW verladen, und die Fahrt ging nach Worms in ein großes Gefangenenlager mit mehreren Abteilungen, die durch einen Drahtzaun getrennt waren. Bei diesem Transport verlor ich auch meinen Kumpel Gustav aus den Augen. Nun war ich auf mich alleine angewiesen. Zu essen gab es eine Schleimsuppe (wahrscheinlich Hafersuppe). Da ich nur das hatte, was ich auf dem Leib trug, also weder Essgeschirr, Essbesteck und Feldflasche, ging ich beim Essen leer aus. Etwas zu trinken konnte ich mir von einem Kameraden erbetteln. Es gab im Lager eine Abteilung, in der die Gefangenen für den Abtransport bereitgestellt

wurden. Nachts versuchten wir unter dem Zaun durchzuschlüpfen, um in diese Abteilung zu kommen. Jeden Tag wurden wir aus dem Lager geführt, und immer glaubten wir, jetzt den unwirtlichen Ort verlassen zu können. Aber wir wurden jedes Mal wieder zurückgeführt in eine andere Abteilung. Bei der Gelegenheit fand ich eine kleine Blechdose, wie sie die Amis als Proviant für Kekse bekamen. Das war in Zukunft mein Essgeschirr, und mit Hilfe eines Stückchen Holzes konnte ich das Essen auslöfeln. Das ging so in etwa eine Woche lang, bis wir endlich wieder auf einen LKW verladen wurden. Auf diesem fand ich in einer Ritze ein Stückchen Keks, was ich verstohlen an mich nahm und heimlich, damit es niemand merkte, darauf genüsslich herumkaute. Nun ging es quer durch Deutschland bis nach Saargemünd. Wieder in ein Lager.

*W*as wir da zu Essen und zu trinken bekamen, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls war es etwas besser als in Worms. Das alles spielte sich unter freiem Himmel ab. Um die im April doch noch recht kalten Nächte zu überstehen, legten wir uns dicht an dicht zusammen, um uns gegenseitig zu wärmen. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft mit Kleiderläusen. Tagsüber war ich seitdem damit beschäftigt, diese Viecher zu suchen. Eines Tages fing es an zu regnen, und der Boden des Lagers verwandelte sich in eine Schlammmasse. Da war mit Hinlegen des Nachts nicht mehr zu denken. Den ganzen Tag machte ich mir Gedanken, wie die Nacht zu verbringen sei. Irgendwo fand ich eine leere Milchflasche und ein Brettchen. Prima das war die Lösung. Die Milchflasche mit der Öffnung auf den Boden gestellt, das Brettchen oben darauf gelegt und vorsichtig darauf gesetzt. Die Ellenbogen auf die Knie gestützt und meinen Schal über das Gesicht gezogen, so verbrachte ich die Nacht. Der Aufenthalt in diesem Lager dauerte ungefähr eine Woche, dann ging der Transport weiter.

*D*ieses Mal wurden wir mit der Bahn weitertransportiert. Ich kam in einen geschlossenen Viehwagon. Das war einerseits von Vorteil, andererseits zum Nachteil. Vorteil, weil der Wagon geschlossen war. Die in den offenen Waggons hatten zwar frische Luft, wurden aber von den Franzosen von den Brücken aus mit Steinen beworfen. Der Nachteil unseres Wagens war, dass wir nichts sehen konnten und auch wenig Luft bekamen. Auf dem Boden lag etwas Stroh. Zu Trinken gab es einen Benzinkanister mit Wasser. Das schmeckte auch etwas nach Benzin. Die Notdurft wurde in einer Ecke des Waggons verrichtet. Oft standen wir des Tages auf einem Gleis, ehe es des Nachts weiterging. Jedenfalls ging es nach Süden, denn die Temperaturen stiegen merklich an. Wie viel wir in dem Wagen waren, kann ich nicht sagen. Jedenfalls war der Boden desselben voll belegt. Die Fahrt dauerte so zwei, drei Tage. Als wir wieder ausgeladen wurden, befanden wir uns irgendwo in der Nähe von Marseille.

*D*as Lager befand sich auf einem Hügel. Wir wurden also da hinaufgeführt. Die Sonne schien angenehm warm. Neben dem Weg floss ein kleines Rinnsal zu Tal. Gerne hätte ich meinen Schal einmal da hinein getaucht, oder sogar daraus getrunken. Von dem nicht ganz reinen Wasser im Zug hatte ich inzwischen Durchfall bekommen und dementsprechend großen Durst. Zu meinem Glück befand sich in dem Lager eine Latrine. So brauchte ich keine Angst zu haben, dass ich mir in die Hosen mache. Ob wir da auch im Freien schlafen mussten, kann ich nicht mehr sagen. Da fehlt mir die Erinnerung. Der Aufenthalt dauerte auch hier nur einige Tage. Der Abtransport ging dieses Mal zum Hafen von Marseille. Hier ging es auf einen Frachter von ungefähr 6.000 BRT, der als Truppentransporter umgebaut war.

*W*ir mussten gleich unter Deck in den Frachtraum. Hier musste jeder seinen Schlafplatz selber

bauen. Dazu mussten Eisenrahmen mit Segeltuch bespannt werden, die dann an im Boden verankerte Streben mit der einen Längsseite eingehängt wurden. Die andere Längsseite wurde mit zwei Ketten eingehängt, so dass das ganze Gestell eine gewisse Schräge bekam. Alles zusammen waren das circa sechs bis acht Stück übereinander. Dabei gab es ein fürchterliches Gerangel um den besten Lagerplatz. Das machte ich nicht mit und wartete bis sich das ganze etwas beruhigt hatte. Dann nahm ich meinen inzwischen bespannten Rahmen und keine zwei, sondern vier Ketten und hing mich einfach noch unter den letzten Rahmen. Wie sich herausstellte, war das sehr geschickt. Einmal hing der Rahmen nur etwa 20 cm über dem Boden und außerdem war ich beim Schlingern des Schiffes immer in der Horizontalen.

*E*s war so gegen Ende April als die Reise begann. Wir fuhren von Marseille aus nach Oran, wo wir wahrscheinlich nachts ankamen. Hier wurde ein Geleitzug zusammengestellt. Dann ging es weiter durch die Straße von Gibraltar Richtung Amerika. Kurz nach dem wir im Atlantik waren, durften wir das erste Mal an Deck. Ich sah gerade noch einen Zipfel Land und dachte mir „Lebewohl Europa, hoffentlich sehen wir uns wieder.“ Immerhin war ja noch Krieg und die U-Boote unterwegs. Die Reiseroute kann ich nur vom Hörensagen wiedergeben. Wahrscheinlich haben es von einigen englischsprechenden Besatzungsmitgliedern erfahren. Es mussten ja auch Befehle des Kommandanten ausgeführt werden, wozu Dolmetscher nötig waren. Jeden Tag gab es eine Feldflasche voll Wasser. Woher ich die hatte, kann ich heute nicht mehr sagen. Zum Waschen gab es nur Salzwasser. Jeden Morgen wurde der Waschraum und die Toiletten gereinigt. In dieser Zeit waren diese geschlossen. Durch den Durchfall hatte ich immer großen Durst. Die Flasche mit dem Wasser baumelte mir immer vor der Nase herum. Eigentlich sollte das Wasser für den ganzen Tag reichen, aber ich schaffte es nie, mir die Wasserration einzuteilen. Ich durfte nur trinken, wenn der Waschraum wieder geöffnet wurde. Sobald ich trank, musste ich nicht lange danach die Toiletten aufsuchen. Das hat mich natürlich sehr geschwächt. Irgendjemand sagte mir, dass ein Sanitäter unter uns wäre, und ich sollte den doch mal aufsuchen. Gesagt getan. Ich fragte mich nach ihm durch. Ich schilderte ihm meinen Zustand, woraufhin er mich fragte, wie lange ich das schon hätte. Ich sagte ihm, so circa 2-3 Wochen. Dazu meinte er, dann wäre ich schon tot. Das war es dann. Blödmann. Ich musste also weiter damit leben.

*A*m 8. Mai 1945 hörten wir dann von der Kapitulation, Der Krieg war endgültig aus, und ich war sehr erleichtert. Hoffentlich wissen das auch die Kommandanten der U-Boote, dachte ich. Wir waren nun schon etliche Tage auf See. Wie ich später erfahren habe, durften wir weiter in Richtung Amerika fahren, weil schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt war. Die Transporte die nach uns losfuhren mussten umkehren und Frankreich anlaufen. Diese Gefangenen gingen in französische Gefangenschaft. Die hatten es schlechter als wir erwischt. Wieder einmal hatte ich Glück im Unglück.

*W*ie schon erwähnt, durften wir jeden Tag eine Stunde an Deck, um frische Luft zu schnappen. Aber nur bei schönem Wetter und ruhiger See. Man konnte am Horizont einige Schiffe des Konvois sehen. War es allerdings stürmisch und hoher Wellengang, mussten wir unter Deck bleiben. Das Geräusch, wenn die Schiffsschraube durch ein Wellental freikam, hörte man durch das schnelle Rotieren. Tauchte das Schiff wieder ein, gab es jedes Mal einen lauten Schlag. Bei der Gelegenheit fiel schon einmal jemand aus den oberen Stockwerken aus seiner Koje. Es ging aber immer ohne größere Blessuren ab. Ich war ja wie beschrieben immer in der Horizontalen. Lediglich schaukelte ich etwas mehr als sonst. Seekrank wurde ich aber nicht.

*D*urch den Konvoi, der sich ja nach dem langsamsten Schiff richten musste, dauerte die gesamte Überfahrt knapp 3 Wochen. Der Konvoi lief den Kriegshafen der Marine Norfolk im Staate Virginia an, wo wir ausgeladen wurden. Es ging dabei eine schiefe Ebene herunter, die

mich an das Ausladen von den Schweinen bei der Wurstfabrik Wirth erinnerte. Links und rechts der Rampe standen bewaffnete Soldaten. Die schrien: „Wirf alles weg. Amerika alles neu.“ Dazu waren große Container bereitgestellt. Schweren Herzens trennte ich mich von meinen wenigen Habseligkeiten. Dann kamen wir in einen Raum, in dem wir erst einmal mit einem Entlausungsmittel eingestaubt wurden. Sodann hieß es ausziehen zum Duschen: ein seit Monaten nicht mehr gekanntes Gefühl. Als das erledigt war, wurden wir körperlich in Augenschein genommen. Vor allem die Körperhaare wurden nach noch vorhandenen Läusen abgesucht. Wurde etwas Verdächtiges gefunden, bekam derjenige ein rotes Kreuz auf die Brust gemalt und wurde abgesondert. Als die abgesonderten wieder zu uns kamen, hatten alle eine Glatze, was ein allgemeines Gelächter auslöste.

Vom Hafen aus wurden wir per LKW zu einem in der Nähe gelegenen Militärlager gebracht. Das Lager „Camp Patrick Henry“ war ein Zwischenlager für die Abfahrt und Ankunft von Truppen teilen. Das ganze Ausmaß konnten wir Kriegsgefangenen nur ahnen: Es war wie eine kleine Stadt. Große Baracken mit den zugehörigen Küchen und Wasch- und Duschräumen. Verschiedene Clubs für Offiziere und Mannschaften. Kino, Läden, eine Krankenstation und was sonst alles zum Leben benötigt wurde. Mit Befremden musste ich feststellen, dass es auch extra Clubs für Coloured People gab.

Das Gefangenenlager für uns bestand aus 3 Unterlagern. Lager 1 + 2 war bei unserer Ankunft schon belegt mit jeweils 500 Mann. Wir kamen also in das Lager 3. Das bestand aus 5 Baracken zu 2 Reihen. Jede Reihe hatte eine eigene Küche, sowie Toiletten, Wasch- und Duschräume. Jede Baracke hatte 2 Reihen Schlafgelegenheiten mit je 25 Betten. Außer dem Kriegsgefangenenlager gab es noch eines für Strafgefangene. Diese waren in Jeans Kleidung eingekleidet, was wir natürlich damals nicht kannten. Deshalb nannten wir sie „die blaue Division“. Gegenüber unserem Lager waren italienische Kriegsgefangene untergebracht. Diese genossen einen Sonderstatus und konnten sich relativ frei bewegen.

Zu unserem Empfang hatten die Kameraden aus Lager 1 + 2 ein Essen vorbereitet. Es gab Nudeln und Gulasch, mein Lieblingsgericht. Wir Ausgehungerten vertilgten Unmengen. Kurz nach dem Essen musste ich, da ich ja Durchfall hatte, die Toilette aufsuchen. Das war gleichzeitig das letzte Mal, wo sich die Krankheit zeigte. Nach dem Essen kam die Einteilung in die einzelnen Baracken. Auch wurde nach englisch Sprechenden gefragt, und wer sich meldete wurde als Dolmetscher eingeteilt. Auch das Personal für die Küche wurde ermittelt. Soviel Köche hatte ich nie bei uns vermutet. Irgendwann wurden wir neu eingekleidet mit alten Armee Uniformen mit einem schönen großen PW (Prisoner of War) darauf. Auch Unterwäsche, Strümpfe und Schuhe wurden ausgeteilt.

Wann das geschah und wo wir unsere Habseligkeiten aufbewahren konnten, kann ich nicht beschreiben. Da fehlt mir die Erinnerung. Mein linker Bettnachbar war ein älterer Bauer aus dem Odenwald. Georg K., der noch bei seiner alten Mutter lebte. Ein in sich gekehrter Mann, der sich große Sorgen machte um Haus und Hof. Da er noch unverheiratet war, wurde er des Öfteren gehänselt. Mein rechter Bettnachbar war ein jüngerer Mann: Kurt K. Aus der Berliner Gegend. Also ein „Icke wa?“. Neben diesem kam ein Familienvater: Michel L., der seinem Erzählen nach 8 oder 10 Kinder hatte. Gegenüber war ein junger Mann so in meinem Alter, also 18/19 Jahre alt. Günter R. aus Frankfurt Goldstein. Neben ihm wieder ein Familienvater: Albert R. aus Elz bei Limburg. Das sollte für die nächsten 8 – 10 Monate meine nähere Umgebung sein.

Da auf einem der Schiffe unseres Konvois angeblich eine Infektionskrankheit ausgebrochen war,

mussten wir 4 Wochen in Quarantäne bleiben. Wir standen dann am Zaun zum Lager 2 und fragten nach Kameraden aus unserem Heimatort. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass sogar einer aus Neu-Isenburg da sei, der im Lager 1 stationiert war. Nach Ende der Quarantäne besuchte ich ihn dann und erfuhr dass er in der Wilhelmstraße wohnte. Philipp S. wohnte also zu Hause bei mir gleich um die Ecke.

*D*as gute Essen gab es offensichtlich nur bei unserer Ankunft. Jetzt mussten wir uns mit Eintopf begnügen. Unsere Kameraden aus den anderen Lagern konnten das nicht verstehen, denn sie sagten: „Wir bekommen die gleiche Menge Lebensmittel wie ihr, und wir essen keinen Eintopf.“ Das ging so einige Zeit, bis wir uns beim Lagerkommandanten durch unseren Dolmetscher beschwerten. Daraufhin wurde das ganze Küchenpersonal abgelöst und neu zusammengestellt. Als Küchenchef fungierte ein ehemaliger Feldwebel. Der nahm ab sofort den Schlüssel zur Vorratskammer an sich. Auch teilte er seinem Personal, immerhin so an die 12 Mann, mit: „Ihr könnt essen so viel ihr wollt, aber nur dass was ihr kocht und nichts extra.“ Von da an war der Eintopf passé.

*N*achdem wir uns im Lager frei bewegen konnten, gingen wir auf Erkundungstour und stellten fest, dass es einen Sportplatz mit zwei Toren für Fußball und auch eine Einkaufsmöglichkeit (PX) gab. Da konnte man mit dem Lagergeld, was wir monatlich bekamen, Dinge des täglichen Bedarfs erstehen. Vorwiegend waren das Toilettenartikel und Tabak. Keine Zigaretten. Auch eine Baracke, die als Versammlungsraum und Kino diente, war vorhanden. Filme natürlich nur in Originalfassung. Eine kleine Bibliothek mit deutschsprachigen Büchern war auch vorhanden. Es gab dann regelmäßig Vorträge im Zuge der Umerziehung zur Demokratie. Diese waren Pflichtvorträge.

*D*as monatliche Lagergeld mussten wir uns durch Arbeit verdienen. Ein Arbeitskommando bestand aus 5 Mann. Jeder, der Arbeitskräfte brauchte, bestellte die entsprechende Menge an Kommandos. Diese wurden vom Lagerkommandanten eingeteilt. Die Tätigkeiten bestanden in der Betreuung der aus Europa zurückkehrenden Truppen.

*D*er Empfang der siegreichen Truppen lief immer nach dem gleichen Muster ab. Vom Hafen aus ging es per Bahn zum nahen Bahnhof. Hier fuhren beim Eintreffen neben jedem Waggon ein Lkw her. Auf diesem waren 2 Kriegsgefangene auf der Ladefläche, die das Gepäck der Ankommenden in Empfang nahmen und ins Camp fuhren. Hier wurde das Gepäck in zuvor bestimmte Baracken abgeladen. Die Soldaten marschierten mit einer Musikkapelle zum Camp. Da war ein Triumphbogen aufgebaut, gesäumt links und rechts mit Schildern der einzelnen Staaten von Amerika. Hinter dem Triumphbogen befand sich ein großer Saal, in dem dann die eigentliche Begrüßung mit einer Ansprache stattfand. Anschließend ging es zu einem Victory Essen. Die dabei anfallenden Arbeiten wurden von uns Kriegsgefangenen ausgeführt. Dazu waren meistens 120 Mann eingeteilt. Die Arbeit lief genau nach Plan ab: Empfang der angelieferten Lebensmittel, Essen vorbereiten, Kochen, Essen ausgeben, Geschirr spülen, Küche und Speisesaal reinigen, selber essen. Und das ganze wieder von vorn für das Abendessen. Also ein Ganztagsjob. Zurück zum Lager. Bevor wir eingelassen wurden, gab es regelmäßig eine Leibesvisitation. Nicht erlaubte Gegenstände wurden beschlagnahmt. Zu diesem Zweck mussten wir die Taschen leeren und den Inhalt in die Kopfbedeckung legen. Das Schmuggeln von einzelnen Zigaretenschachteln war ganz einfach. Schachtel auf die Hand, Hut darauf, Hosinhalt hinein und vorzeigen.

*D*as war einige Monate lang unsere tägliche Arbeit. Zur Abwechslung war ich auch einmal

ungefähr einen Monat als Krankenpfleger für Kriegsgefangene auf der Krankenstation im Hospital eingeteilt. Zu dieser Tätigkeit bekam ich einen weißen, gestärkten Anzug. Hier war das Essen noch besser als in den Küchen. Eine psychiatrische Abteilung für Kriegsgefangene gab es auch. Diese hatte nur einen Insassen. Den habe ich ganztägig betreut. Wenn ich morgens kam, wurde die Tür, da es eine geschlossene Abteilung war, aufgeschlossen und hinter mir gleich wieder verschlossen. Die Tage verliefen dementsprechend ziemlich eintönig und langweilig. Deshalb war ich froh, als dieser Kamerad verlegt wurde. Irgendwie erfuhr ich später einmal, dass er einen Gehirntumor hatte. Was aus ihm geworden ist, habe ich nie erfahren.

Das Lagerleben bestand aber nicht nur aus Arbeit. Wir mussten neben der täglichen Körperpflege, die wegen der großen Hitze oft stattfand, auch unsere Wäsche waschen. Dann lagen wir auf dem Bett herum und erzählten von zu Hause. In dieser Zeit durften wir auch zwei Briefe nach Hause schreiben, die zwecks Zensur unverschlossen abzugeben waren. An der Wand neben meinem Bett befand sich eine Konsole. Auf diesem habe ich das Bildchen (6 x 9 cm) von der Maria in einem Rahmen hingestellt. Die Betrachtung desselben hat mich oft aus einer Depression geholt. Wir haben auch Spiele gespielt. Vorwiegend Schach, das ich damals gelernt habe. Im Laufe der Zeit wurden auch Freundschaften geschlossen. Ich lernte dabei meinen Freund Ernst K. kennen. Dieser war aus Sonneberg in Thüringen. Da das in der Sowjetischen Besatzungszone lag, war er manchmal sehr in Sorge, was ihn wohl erwartet wenn er nach Hause kam. Ernst war ein Abiturient und deshalb der englischen Sprache mächtig. Aber er hat sich nie als Dolmetscher zur Verfügung gestellt, und so konnte er die Amis oft belauschen. Meine spärlichen englischen Sprachkenntnisse habe ich ihm zu verdanken.

Abends um 10 Uhr war Zapfenstreich, und es fand die tägliche Zählung statt. Da gingen zwei Amerikaner durch die Baracken und zählten die Insassen. Wenn es Unstimmigkeiten gab, mussten wir auf dem Sportplatz antreten und wurden da nochmals gezählt. Wollte es partout nicht stimmen, wurde ein Amerikaner geholt, der von uns Mister OK genannt wurde. Wenn er zählte gab es immer ein OK, und wir durften in unsere Baracken zurückkehren. Eines Tages kam dann der Befehl zum Packen, und es ging die Parole herum, es ginge Richtung Heimat. Ein Trugschluss, wie sich herausstellen sollte. Wahrscheinlich gab es für uns keine Arbeit mehr. Der Krieg war ja schon einige Monate zu Ende und die Truppenteile inzwischen zurückgeführt.

Wir wurden in ein anderes Lager transportiert, in das Camp Front Royal in Virginia. Dabei wurden die geschlossenen Freundschaften zerrissen und neue geschlossen. Das Lager war auf einem größeren Hügel errichtet, und man hatte einen weiten Blick in das Tal und die Stadt. Die schönste Aussicht hatte man von der Toilette aus. Ich dachte immer „so einen Ausblick beim Verrichten der Notdurft bekommst du nie mehr geboten.“

Das Lager hatte keine Möglichkeit zum Wäsche waschen. Deshalb gab es eine Kleiderkammer, da konnte man die Schmutzwäsche gegen saubere tauschen. Auch verbrauchte Kleidung wurde gegen neue umgetauscht. Die Aufsicht war nicht so streng wie im Camp Patrick Henry. Es war halt mehr ein Arbeitslager.

Das erste größere Arbeitskontingent forderte ein Obstplantagen-Besitzer an. Um die Plantage in Ordnung zu halten und zu beaufsichtigen, war ein Aufseher angestellt. Dieser wohnte mit der ganzen Familie in einem typischen Südstaatenhaus inmitten der Plantage. Es war eine schwarze Familie, und der älteste Sohn, so circa 13 bis 14 Jahre alt, musste kräftig mitarbeiten. Zur Erntezeit kamen dann Erntehelfer. Die zogen mit ihren Wohnwagen quer durch das ganze Land, immer mit der Ernte. In den ersten Tagen auf der Plantage fiel das Essen etwas dürrtig

aus. Da wir ja zu Demokraten umerzogen waren, probierten wir unsere Kenntnisse zum ersten Mal aus. Wir streikten. Saßen auf den Bäumen und taten einfach nichts und siehe da, es wurde prompt nachgebessert. Die Welt war wieder in Ordnung.

*U*nsere Aufgabe bestand in dem Beschneiden der Obstbäume. Wir hatten zwar keine Ahnung davon, aber die Bäume nahmen uns das nicht übel. Notfalls fiel die Ernte halt etwas niedriger aus. Die schlechteste Arbeit war das Spritzen der Bäume mit einer chemischen Lösung. Zu diesem Zweck mussten alle Körperteile gut abgedeckt werden. Das Gesicht wurde mit einer dicken Vaselineschicht überzogen. Ich brauchte das nie zu machen. Nur einmal wurde ich diesem Kommando zugeteilt. Ich musste die Schläuche vom Wagen zur Spritzenlanze immer nachziehen und kam deshalb mit diesem Gift kaum in Berührung. Gespritzt wurde das ganze Jahr; auch in der Blütezeit mit einer verdünnten Lösung.

*E*ines Tages gab der Aufseher seinem Sohn eine Arbeitsanweisung, die dieser mit „Yes Sir“ beantwortete. Auf die Frage warum er das tat, es wäre doch sein Vater, gab er uns zu verstehen, dass er in diesem Fall sein Vorgesetzter sei. Zu seiner Hilfe wurden ihm 2 Gefangene zugeteilt. Das Los fiel auf mich und noch einen Kameraden. Wir mussten die abgeschnittenen Äste auf einem freien Platz zusammentragen, wo man sie verbrennen konnte. An dem Tag war es sehr warm, und so fragte uns der Junge, ob wir Durst hätten und etwas trinken wollten. Wir sagten „ja“, und er ging mit uns zu einer Quelle. Da hing an einem Ast eine verrostete Konservendose, die als Trinkgefäß diente. Er füllte sie mit Wasser und reichte sie uns zum Trinken. Da das Trinkgefäß jedoch wenig einladend war, lehnten wir beide dankend ab. Daraufhin wollte er die Blechbüchse wieder an den Ast hängen. Ich bedeutete ihm, dass ich doch trinken möchte. Erst als wir beide uns bedient hatten, trank er auch und nicht gerade wenig. Es wäre ihm wahrscheinlich sehr unangenehm gewesen, wenn er als Schwarzer vor uns Weißen getrunken hätte. Ich war, was Amerika anbelangt, wieder um eine Erfahrung reicher.

*M*ein nächstes Arbeitskommando war bei einem Farmer. Wir wurden morgens von einem Mitarbeiter abgeholt und mit einem alten Dodge zur Farm gebracht. Diese Fahrt dauerte ungefähr eine Stunde. Wir verrichteten die anfallenden Arbeiten, die bei einer Milchwirtschaft so anfielen. Eines Tages wurde ich mit einem Kameraden zu einer abgelegenen Wiese gefahren. Diese sollten wir, da nur spärlich bewachsen, neu einsäen. Als wir mit der Arbeit fertig waren, machten wir uns einfach zu Fuß auf den Weg zur Farm. Wir wurden dabei zweimal von freundlichen Autofahrern zum Mitfahren eingeladen. Ob sie das auch getan hätten, wenn wir Schwarze gewesen wären?

*D*er Farmer erlaubte uns 5 Mann mit ihm und seiner Frau am Mittagstisch Platz zu nehmen. Das Essen war sehr reichlich, und es gab immer eine große Auswahl. Der Farmer beschäftigte auch einen Arbeiter mit schwarzer Hautfarbe. Der musste zum Essen mit einem Platz in der Küchenecke Vorlieb nehmen. Für mich war damals Amerika schon manchmal sonderbar. Wir als Kriegsgefangene und ehemalige Feinde durften am Familientisch Platz nehmen, während der Schwarze, obwohl Amerikaner, in einer Ecke alleine essen musste. Die Sklaverei war zwar abgeschafft, aber von Gleichberechtigung konnte keine Rede sein.

*A*m späten Nachmittag brachte uns Sam, so hieß unser Fahrer, zum Camp zurück. Eines Tages bemerkten wir, dass unser guter Sam ganz zerrissene Arbeitshandschuhe hatte. Wir machten ihm den Vorschlag, diese gegen unsere Neuen mit einem kleinen Aufgeld zu tauschen. Das Geschäft wurde getätigt. Er bekam die neuen Handschuhe und wir seine alten zuzüglich 1 oder 2 Dollar. Mit diesem kaufte er dann auf unseren Wunsch in einem Drugstore auf der Heimfahrt

etwas zu Rauchen und Candys. Seine zerrissenen Handschuhe tauschten wir dann in der Kleiderkammer wieder gegen Neue aus.

*E*ines Tages ging das Gerücht um, dass das Camp aufgelöst und wir nach Hause kommen würden. Dann war es tatsächlich soweit. Aus dem Gerücht wurde Wirklichkeit. Wir wurden mit dem Omnibus - es war gerade ein Eisenbahnerstreik - in das Entlassungslager Camp Shanks in der Nähe von New York gebracht. Nach einigen Tagen, die wegen der Organisation nötig waren, ging es dann auf das Schiff. Am frühen Morgen erreichten wir auf dem Hudson fahrend den Atlantik Richtung Europa. Leider war es an diesem Tag sehr neblig, und man konnte die Freiheitsstatue nicht sehen. Das Schiff war etwas größer (10.000 BRT) und komfortabler als das bei der Hinfahrt. Um nicht seekrank zu werden, meldete ich mich freiwillig als Küchenhelfer und war damit immer etwas abgelenkt. Nach einer Überfahrt von zehn Tagen legte das Schiff in Le Havre an.

*W*ir kamen natürlich wieder in ein Lager und wurden da gleich mit der miesen Lage in Europa konfrontiert. Geschlafen wurde wieder auf etwas angeschrägten Pritschen. Als Kopfkissen musste unser Gepäck dienen. Zu essen gab es Maisgries mit Roter Bete. Was ist das denn? Zu allem Übel versuchte die deutsche Lagerbesatzung noch, uns übers Ohr zu hauen. Sie behaupten einfach, dass die Franzosen das Gepäck durchsuchen und Seife und Zigaretten beschlagnahmen sollten. Da könnten wir diese Sachen doch gleich spenden. Dann hätte wenigstens die Besatzung des Lagers etwas davon. Denkste! Auch wurde uns bei einem Appell mitgeteilt, dass uns ein französisches Ärzteteam untersuchen würde, um Arbeitskräfte für Frankreich zu rekrutieren. Das stimmte sogar bis dahin. Im gleichen Atemzug wurden Freiwillige gesucht, mit dem Versprechen nach drei Monaten garantiert entlassen zu werden. Allein es meldete sich niemand. In unseren Reihen befanden sich zwei Rheinländer die sagten denen prompt „die Freiwilligen sind alle in Stalingrad geblieben“. Wir wurden dann zwar untersucht, aber von deutschen Ärzten. Die Franzosen waren wahrscheinlich schon in Urlaub. Der Arzt, der mich untersuchte, bescheinigte mir eine rachitische Rückgratverkrümmung, und damit war ich aus dem Schneider.

*N*achdem dies alles abgeschlossen war, ging es sehr schnell. Nach einigen Tagen ging es zum Bahnhof Richtung Deutschland. Die französischen Kinder erboten sich für ein paar Zigaretten, mit kleinen Wägelchen unser Gepäck zu befördern. Es war ein befreites Aufatmen, als der Zug sich endlich in Bewegung setzte. Wie sich herausstellte ging die Reise nach Marburg an der Lahn.

*I*n Marburg angekommen, ging es wieder in ein Lager. Tatsächlich wurde unsere Entlassung vorbereitet. Wir bekamen das bei der Einreise beschlagnahmte Geld und die im Lager geschriebenen Briefe zurück. Die wurden also gar nicht erst abgesandt. Wieder wollten uns unsere Landsleute übers Ohr hauen, in dem sie behaupteten, die 5 RM Scheine seien Ungültig. Allein auf Grund der Erfahrungen, die wir in Frankreich gemacht hatten, glaubten wir das nicht. Das war genau richtig. Nach zwei Tagen bekamen wir dann unser Entlassungspapier und waren somit nach langer Zeit wieder Zivilisten.

*D*ie Reise ging mit der Bahn weiter. Diesmal aber als freier Mann und im Zug Richtung Heimat, also nach Frankfurt/Main. Der Zug fuhr aber nicht nach Frankfurt Hauptbahnhof, sondern nach Frankfurt Güterbahnhof. Wie das Leben manchmal so spielt, hatte er keine Einfahrt in den Bahnhof und hielt genau über der Galluswarte. Ich warf schnell meinen Seesack mit meinen Habseligkeiten aus dem Zug und sprang hinterher, die Böschung hinunter, und ich stand auf der

Galluswarte.

*D*as Gepäck geschultert und in Richtung Hauptbahnhof marschiert. Hier fragte ich einen Passanten, ob die Mainbrücke passierbar wäre. Der bejahte dieses und sagte, lediglich die Straßenbahn führe nicht darüber, aber auf der Sachsenhäuser Seite könne man die Tram benutzen. Also noch ein Stück weiter marschieren. Auf der anderen Seite des Mains stieg ich in die Trambahn Richtung Neu-Isenburg. Es war ein herrliches Gefühl, als ich an der Endstation ausstieg. Ich ging also mit klopfendem Herzen die Frankfurter Straße entlang. Es wusste ja niemand, dass ich komme und wie es sein würde, wenn ich plötzlich in der Tür stände. Aber auch da war mir wieder das Glück hold. In Höhe des heutigen alten Rathauses sah ich eine Cousine auf ihrem Fahrrad daherkommen. Ich rief sie an und bat sie, bei mir zu Hause vorbei zu fahren und mein Kommen anzukündigen. Sie nahm mir auch meinen Seesack ab, der doch nicht sonderlich gut zu transportieren war.

*D*er Willkommensgruß fand bei meiner Oma in ihrer kleinen Küche statt. Dank der Vorankündigung ging alles ohne Schrecken über die Bühne. Ehe ich mich richtig heimisch fühlen konnte, war die halbe Verwandtschaft zugegen. Wie diese das erfahren haben, ist mir heute noch ein Rätsel. Damit war meine Odyssee von einem Jahr und sechs Monaten zu Ende.

*Z*ur Erinnerung: Der zweite Weltkrieg hat weltweit 66 Millionen Menschen das Leben gekostet. In Deutschland waren es 6,5 Millionen. Für Was? Wozu?

Nachkriegsjahre 1947 – 1950

Daheim, wieder daheim! Welch ein schönes Gefühl. Deutschland war in vier Besatzungszonen der Siegermächte aufgeteilt, und ich wurde in die Amerikanische Besatzungszone entlassen. Die erste Nacht im eigenen Bett, das ich allerdings mit meinem Bruder Erich teilen musste. Von meiner Mutter erfuhr ich, dass mein Freund Willy G. schon nach mir gefragt hatte. Also war er auch wohlbehalten zu Hause. Diesem galt mein erster Besuch in der wiedergewonnenen Freiheit.

Das gab ein freudiges Wiedersehen. Ein großes Erzählen fing an. Ich wollte wissen, wer von unseren Freunden gesund und munter den Krieg überstanden hatte. Auch was jetzt so abgeht, nachdem man vor Krieg und Bomben keine Angst mehr zu haben brauchte. Er erzählte mir, dass er jetzt ein Mädchen habe und am Sonntag mit ihr zum Tanzen ginge. Er meinte „da kommst du mit“. Darauf sagte ich ihm, dass ich ja nicht tanzen könne. Er meinte, das mache nichts. „Du kommst am Sonntag eine Stunde, bevor wir weggehen zu mir, und dann lernst du mit meinem Mädchen das Tanzen“.

So geschah es. Am Sonntag war ich pünktlich zur Stelle. Das Wohnzimmer, die gute Stube, wurde zur Tanzfläche umgeräumt. Nun zeigte mir mein Freund Willy, genannt „Appel“, einen Wechselschritt. Den musste ich nun lernen. Über meine etwas hölzernen Schritte hat er sich köstlich amüsiert. Nach einer guten Stunde des Übens meinte er, „jetzt kannst du Tanzen. Egal, welchen Rhythmus die Kapelle spielt, du machst immer nur Wechselschritt.“

Nach diesem Schnellunterricht ging es ab ins Schießhaus. Das existiert heute noch und befindet sich im Gravenbruchring. Allerdings ist es schon lange kein Tanzlokal mehr und nur noch Privatbesitz. Also im besagten Schießhaus spielte eine drei Mann Kapelle. Bestehend aus Bass, Klavier und Schlagzeug. Sie nannte sich nach den Vornamen der Musiker „ALWAHE“ Alois, Walter und Heinz. Gespielt wurden neben deutscher Tanzmusik, auch amerikanische, vorwiegend damals nach Glenn Miller. Der bekannteste und beliebteste Titel war damals „In The Mood“. Wenn der gespielt wurde, waren sämtliche Stühle leer. Überhaupt wurde eifrig getanzt und mein ungelinker Tanzstil fiel gar nicht auf. Wie die Mädchen darüber dachten, habe ich gottlob nie erfahren. Jedenfalls hat mir dieser Abend großen Spaß gemacht.

Inzwischen wurde meine politische Tätigkeit im dritten Reich überprüft. Das geschah in einem sogenannten Spruchkammerverfahren. Jedenfalls war man der Überzeugung, dass ich mich keiner Vergehen schuldig gemacht habe, und ich wurde als Mitläufer eingestuft. Daraufhin bekam ich meinen „Entnazifizierungsbescheid“.

Nach kurzer Eingewöhnungszeit musste ich mich ja mal um meinen Lebensunterhalt kümmern. Es hieß damals, dass die alte Firma die Heimkehrer wieder einstellen muss. Also fuhr ich mit dem Fahrrad nach Sachsenhausen und stellte mich bei meiner Firma vor. Das Wiedersehen war zwar groß. Allein als technischer Zeichner wurde niemand gebraucht. Es wurde mir dann ein Arbeitsplatz in der Fabrik angeboten, den ich dankend ablehnte.

Ein Onkel von mir hatte sich selbstständig gemacht und zusammen mit einem Geschäftskollegen eine eigene Firma gegründet. Geschäftsmodell war die Herstellung und der Vertrieb von Schleifscheiben, speziell für die Schuhindustrie. Also fing ich bei der Firma Leis & Schramm als Arbeiter an. Meine Tätigkeit bestand im Formen und Pressen von sogenannten Tellerscheiben. Das Pressen geschah mit einer Hydraulischen Handhebelpresse mit 180 bar. Eine für mich etwas stupide Arbeit,

aber irgend einem Gelderwerb musste man ja nachgehen.

*N*un verdiente ich zwar Geld, aber man konnte kaum etwas dafür kaufen. Von den Dingen des täglichen Bedarfs gab es kaum etwas, oder nur auf Bezugsschein oder Lebensmittelkarten. Lebensmittel waren somit kontingentiert. Auch die Bezugsmenge war unterteilt in Normalverbraucher, Schwerarbeiter und Schwerstarbeiter. Für Normalverbraucher reichte es gerade um nicht zu verhungern. Geld ohne Waren ist nichts wert, und so wollte es keiner haben. Es blühte der Tauschhandel sprich der Schwarzmarkt. Alles was irgendwie einen Wert darstellte wurde versucht in etwas Essbares zu tauschen. Etwas Unerschwingliches und kaum zu bekommen waren Zigaretten. Deshalb sprach man auch von einer Zigarettenwährung.

*V*on all diesen Widrigkeiten ließen wir Jungen uns nicht verdrießen. Wir wollten einfach das durch den Krieg Versäumte nachholen. So trafen wir uns jeden Mittwoch und an den Wochenenden im Schießhaus zum Tanz. Bei dieser Gelegenheit hoffte ich, die Maria zu treffen. Leider erfüllte sich diese Hoffnung nicht. Stattdessen traf ich ihre Freundin Annie S. Diese fragte ich natürlich nach dem Verbleib von Maria. Dabei erfuhr ich, dass es ihr gut gehe, und sie hätte einen Freund. Peng! Der Traum war geplatzt. Ihrer Freundin sagte ich: „Richte ihr bitte liebe Grüße aus und sage, ich wäre wohlbehalten zurückgekommen“. Das war es. Erst nach Jahren, wir waren beide schon verheiratet, trafen wir uns bei einem Waldfest der Kümmler. Es gab eine freudige und herzliche Umarmung. Obwohl wir beide in Neu-Isenburg lebten, sind wir uns nie mehr begegnet. Sie hat nie erfahren, dass ich sie sehr gerne hatte.

*M*eine alte Firma beschäftigte während des Krieges einen dienstverpflichteten Sachsenhäuser Zigarettenhändler. Der wollte natürlich, als der Krieg zu Ende war, wieder in sein altes Metier zurück. Da sein Laden aber ausgebombt war, erlaubte ihm die Firma ein Zimmer nach der Straßenseite hin zu mieten und um durch das Fenster seine Zigaretten zu verkaufen. Zigaretten waren zu der Zeit kontingentiert. Aber meinen Bedarf deckte ich natürlich bei ihm. Ab und zu konnte ich auf diese Weise etwas Abstauben. Deshalb kam ich in unregelmäßigen Abständen immer wieder zu meiner alten Firma, und das sollte sich sehr vorteilhaft auswirken.

*F*ür Raucher waren das sehr schlechte Zeiten. Wer irgendwie die Möglichkeit hatte, baute seinen Tabak selber an. Nach der Ernte mussten die Tabakblätter trocknen. Zu diesem Zweck wurden sie auf eine Schnur gefädelt und unter der Decke eines trockenen Raumes gehängt. Deshalb hieß der Tabak im Volksmund „Scheuerbambel“. Nach diesem Prozess wurde er fein zerrieben oder geschnitten. Zum Schneiden des Tabaks wurden die tollsten Schneidemaschinen erfunden. Auch an das Fermentieren trauten sich einige Tabakhersteller heran. Dabei gab es die abenteuerlichsten Rezepturen.

*U*m die Versorgung mit Lebensmittel etwas zu verbessern, wurden regelrechte Hamsterfahrten organisiert. Leider hatten wir keine Wertgegenstände, die zum Tausch gedient hätten. Aber da gab es in Dietzenbach/Steinberg den Pferdemetzger Spahn. Zu diesem fuhren meine Mutter und ich mit dem Fahrrad, und mit etwas Glück konnte man Fleisch und Wurst kaufen. Dazu musste man allerdings stundenlang anstehen. Bevor wir dahinfuhren, musste ich sämtliche Geschwister meiner Mutter, was ja für mich Onkels und Tanten waren, besuchen und fragen, ob wir etwas mitbringen sollen. Konnten wir einen guten Einkauf tätigen, wurde zuhause das Fleisch und die Wurst, eine Art Pferdesalami, aufgeteilt, und ich besorgte den Lieferdienst.

*M*ein Freund August D. war von Beruf Goldschmied. Mit diesem verabredete ich mich oft zum

Ausgehen. Dabei kam es vor, dass er sagte „es dauert noch ein wenig, ich muss noch was fertig machen“. Er arbeitete nämlich auch privat zuhause. Damals war die große Zeit der Siegelringe. Gegen ein 5 Mark Stück mit dem Kopf vom Hindenburg, wurde ein Siegelring angefertigt. Ich setzte mich also zu ihm und schaute zu, wie er den Rohling bearbeitete. Dabei fiel mir ein, was mein Vater zu mir sagte als ich in die Lehre kam: „Bub du musst jetzt viel stehen, aber nicht mit der Hand sondern mit den Augen“. Eine Zeit lang versuchte ich in meinem Bekanntenkreis diese Siegelringe zu verkaufen; natürlich mit einem kleinen Gewinn. Bis ich dachte, „Feilen kannst du doch auch. Warum machst du nicht auch Siegelringe“? Das war die Geburtsstunde für meine Tätigkeit als Goldschmied.

*M*it der Zeit fand ich meine Wechselschritt-Tanzkenntnisse sehr unbefriedigend. Also entschloss ich mich, eine Tanzschule zu besuchen. Zu dieser Zeit hielt der Tanzlehrer Staub Tanzkurse ab. Diese fanden im kleinen Saal des Turnvereins, der sich im ersten Stock befand, statt. Seine Tochter Friedchen spielte am Klavier die Tanzmusik. Zunächst wurde sitzbares Verhalten gelehrt. Auf der einen Seite des Saales wurden die Jungen platziert und auf der anderen die Mädchen. Die Jungen mussten dann zu den Mädchen gehen und diese mit einer kurzen Verbeugung zum Tanz bitten. Das war vor jedem Tanz das Zeremoniell. Heute würde das ein helles Gelächter auslösen. Das habe ich auch mitgemacht, bis es zum Wiener Walzer kam. Meine Partnerin war genau so unbeholfen wie ich, und wir stolperten mehr als das wir tanzten. Ich war froh, als die Stunde vorbei war. Auf der Straße warteten immer ein paar Bekannte auf mich, um zu hören, wie die Stunde verlaufen war. An diesem Abend war auch Hildegard W. anwesend. Ich nannte sie ein Sonnenkind, da sie immer fröhlich war und viel gelacht hat. Zu der sagte ich: „Hildchen, die nächste Stunde gehst du mit mir zum Tanzen“. Die ehemaligen Schülerinnen und Schüler vom Tanzlehrer Staub durften unentgeltlich mitmachen. So geschah es: bis zum Ende des Kurses war Hilde meine Tanzpartnerin.

*D*er Auftragseingang bei der Firma meines Onkels war zeitweise so stark, dass wir eine Nachtschicht einlegen mussten. Wir bekamen außer unserem Stundenlohn noch einen Stückzahlbonus, ähnlich einem Akkordlohn. Das ging solange gut, bis am 18.6.1948 die Währungsreform beschlossen wurde. Am Sonntag dem 20.6.1948 bekam jeder 40 Deutsche Mark. Sämtliche vorhergehende Währungen wurden ab sofort ungültig.

*D*ie vorhandene Reichsmark wurde später 10 zu 1 abgewertet und abzüglich der vorab gezahlten Beträge gutgeschrieben. Kurz bevor dieses Ereignis eintrat, durfte ich noch meinen restlichen Sold aus der Soldatenzeit in Eschborn abholen. Zu diesem Zweck fuhr ich mit dem Fahrrad nach Eschborn. Auf dem Rückweg machte ich in Zeilsheim halt. Da konnte man auf dem Schwarzen Markt Zigaretten kaufen. Für das ganze Geld, es war eine dreistellige Zahl, genau weiß ich das nicht mehr, bekam ich 2 Stangen amerikanische Zigaretten. Am Montag dem 21.6.1948 waren die Läden mit allen Waren, die man vorher überhaupt nicht kaufen konnte, bestückt. Jetzt konnte man plötzlich alles kaufen. Vorher hatte man Geld und keine Waren, und jetzt hatte man Waren und kein Geld. Da beschloss ich, mir ein Zubrot zu verdienen und die Produktion von Siegelringen aufzunehmen.

*M*ein Freund August fertigte die Ringe im Sandgußverfahren. Zu diesem Zweck wurde ein Musterring in einer Sandform abgeformt. Der Abdruck des Musterringes wurde dann ausgegossen. Also musste erst einmal eine Form gemacht werden, die dann mit Formsand den Abdruck aufnahm, so wie jede Gießerei das auch macht. Dieses Verfahren wollte ich auch machen. Freund Willy war von Beruf Maschinenschlosser. Der beschaffte zwei Eisenringe für die Form. Ich beschaffte den Formsand. Ein Musterring zum Abnormen war vorhanden. Die Arbeitsweise konnte mir mein Onkel

Max zeigen, denn der hatte das beruflich schon gemacht. Das Problem war das Schmelzen von Silber. Dazu brauchte es Gas und Sauerstoff, zumindest starke Luftzufuhr. Freund Willy hatte zu Hause Gasanschluss. Ich kaufte so einen kleinen Blasebalg, der zum Füllen einer Luftmatratze geeignet war. Etwas Besseres war seiner Zeit nicht aufzutreiben.

So ausgerüstet, starteten mein Freund Willy und ich den ersten Versuch, Silber zu schmelzen und zu gießen. Der Versuch misslang kläglich.

Mit diesem mickrigen Blasebalg war die notwendige Schmelztemperatur von ca. 1000 Grad C. nicht zu erreichen. Wir mussten also die Luftzufuhr erhöhen. Aber wie? Es gab ja nichts zu kaufen. Also noch so einen mickrigen Blasebalg gekauft und aus den beiden einen großen gebastelt. Der war zwar schlecht zu bedienen, aber nach einiger Übung hatte ich den Bogen heraus. Mit dieser primitiven Einrichtung gelang es, den Schmelzpunkt zu erreichen. Hurra! Das erste 5 Markstück verwandelte sich in einen Ring.

Inzwischen hatte sich auch wieder eine Jugendgruppe gebildet, die Falken. Wenn ich mich recht erinnere, stand diese Gruppierung der SPD nahe. Irgendeiner meiner Freunde sagte mir, dass die besagten Falken einen Tanzabend im „Deutschen Haus“ veranstalteten. Also gingen wir ins „Deutsche Haus“. Durch die Wochenendbesuche im Schießhaus, war ich etwas tanzmüde geworden, und ich schaute mir an diesem Abend mehr das Treiben auf der Tanzfläche an. Dadurch fiel ich drei Freundinnen auf, die glaubten, ich könne überhaupt nicht tanzen. Sie beschlossen mich zu blamieren. Zur Damenwahl wurde ich von einer zum Tanz aufgefordert. Ich stand auf und zeigte ihr, dass ich doch Tanzen kann. Im Gegenzug forderte ich dann meinerseits zum Tanzen auf. Der letzte Tanz an diesem Abend war dann mir, mit der obligatorischen Frage „Darf ich Sie nach Hause begleiten?“ So habe ich meine spätere Frau kennen gelernt.

Eines Tages sagte mir meine Mutter, dass der Friseur Heil um ihre Hand angehalten hätte. Sie fragte mich, wie ich darüber denke und ob ich gegen eine Verbindung Einwände hätte. Der Friseur Heil war mir nicht unbekannt, hat er mir doch Jahrelang die Haare geschnitten. Also sagte ich zu ihr: „Ich habe keine Einwände, und im Übrigen ist das ja dein Leben“. Also wurde nach einiger Zeit Hochzeit gefeiert.

Das Jahr 1948 hatte auch für mich einschneidende Ereignisse. An Weihnachten habe ich mich nämlich mit Zenzi S. verlobt. Das war damals noch so üblich und galt als Heiratsversprechen. Die Verlobungsringe habe ich zu diesem Zweck selbst gefertigt. Ich hatte von meiner Oma Gewichte für eine Laborwaage geerbt. Wahrscheinlich stammten diese noch von meinem Urgroßvater, der in der Gold und Silber-Schneideanstalt (Degussa) gearbeitet hatte. Dabei war auch ein 2 Gramm Gewicht, das aus Platin bestand. Dieses gab ich meinem Freund August zum Umtausch in Gold. Daraus walzte er mir ein Stück Profildraht, aus dem ich die Trauringe angefertigt habe.

Die Herstellung der silbernen Siegelringe war äußerst unbefriedigend, da diese beim Gießen öfter fallierten. Selbst wenn der Guss gelang, waren die Konturen der abgedruckten Ornamente sehr unscharf. Es musste nicht nur das Monogramm graviert werden, sondern auch die Verzierungen mussten ziseliert werden. Diese Fremdbearbeitung machte das Ganze sehr teuer. Über dieses Thema habe ich einmal mit meinem Freund Adolf G. gesprochen. Der war von Beruf Zahntechniker und sagte zu mir: „Warum machst du denn keinen Schleuderguss? Lass doch den Sandguss weg“. Also lies ich mir erklären, wie die Zahntechniker ihre Prothesen fertigten.

Wie beim Zahnarzt wird zunächst ein Gipsabdruck vom Ring gemacht. Dieses Negativ wird mit Wachs modelliert. So entsteht wieder ein Positiv. Dieses wird mit 3 Stiften von ca. 1-1,5 mm versehen und in eine feuerfeste Masse abgeformt. Die Masse wird in eine Muffel gegossen. Kurz bevor sie ganz aushärtet, schneidet man einen Trichter aus, der später das zu schmelzende Metall aufnimmt. Dann werden noch die Drähte gezogen, damit die Eingussöffnungen frei werden. Nun

muss noch das Wachs aus der Masse durchbrennen entfernt werden, und fertig ist die Form.

Nun war wieder Freund Willy gefragt. Er fertigte die Schleuder und die Muffel an. Die Schleuder bestand aus einem Handstück, einer Eisenkette und einem Eisenring, der zur Aufnahme der Muffel diente. Die Muffel war ein unten geschlossener Hohlraum und oben eine nach außen gewölbter Rand. So ausgerüstet starteten mein Freund Willy und ich den ersten Versuch. Am Abend, als seine Eltern zu Bett gegangen waren, schritten wir zur Tat. Die Muffel mit dem Silber wurde in die Schleuder eingehängt. Freund Willy bediente den Blasebalg und machte ab und zu etwas Borax auf das Silber, um besseren Fluss zu bekommen. Nachdem das Silber schön flüssig glänzte, nahm ich den Brenner weg und schleuderte das ganze vertikal herum. Durch die Zentrifugalkraft sollte nun das flüssige Metall in den Hohlraum gepresst werden. Allein meine Drehgeschwindigkeit war am Anfang zu gering, sodass das Metall anstatt in die Muffel durch die Küche flog. Ein Teil des Silbers landete ausgerechnet auf der Postuniform seines Vaters. Also Versuch missglückt. Mein Freund Willy schlich sich in sein Bett, und ich ging nachhause. Wie er das Missgeschick seinem Vater erklärte entzieht sich meiner Kenntnis. Offenbar ging aber alles glimpflich ab. Beim nächsten Mal hatte ich den Bogen mit dem Schleudern heraus. Gefährlich und aufregend war es aber jedes Mal.

Die Heirat meiner Mutter stand unter keinem guten Stern. Ihr Ehemann bekam des Öfteren Schmerzen im Brustbereich. Um das abzuklären, überwies ihn sein Hausarzt in ein Krankenhaus. Nach einem Krankenhausbesuch meiner Mutter, begegnete ich ihr auf der Frankfurter Straße. Auf meine Frage nach dem Befinden ihres Mannes sagte sie „Die Ärzte sagten mir, er hätte einen Tumor auf der Lunge, und ich bekomme ein Kind“. Das hatte sie offenbar schon lange bedrückt.

Jetzt war es endlich heraus. Meine Mutter war schon eine starke Frau und an Kummer gewöhnt. Irgendjemand riet ihr zur Konsultation von Dr. Steinbach in der Wilhelm Leuchner Straße. Dieser Rat wurde auch befolgt. Der Arzt sagte nach der Untersuchung „Tumor auf der Lunge? So ein Quatsch.“ Er diagnostizierte eine geschwollene Leber, die den Schatten auf der Lunge verursachte. Verordnet wurde Bettruhe und feuchtwarme Umschläge, um die Schwellung zu beseitigen. Das wurde nun jedes Mal nach so einem Anfall befolgt, und es führte immer zum Erfolg.

Im August 1949 bekam ich dann noch ein Schwesterchen. Dir Freude in der Familie war groß. Leider war diese Freude Herrn Heil nur zwei Jahre gegönnt. Für sein Töchterchen war er in dieser Zeit ein treusorgender Vater. Das Vaterglück kostete er bis zum letzten Atemzug aus. Er verstarb leider allzu früh an Herzversagen. Nun war meine Mutter schon zum zweiten Mal Witwe.

Der Umsatz in der Firma brach nach der Währungsreform drastisch ein. Die einseitige Ausrichtung auf Schuhmaschinen-Firmen machte sich nun negativ bemerkbar. Für Schleifscheiben wollte niemand sein gutes Geld ausgeben, zumal man sich vorher gut eingedeckt hatte. Auf Grund der schlechten Nachfrage, trennte sich der Teilhaber meines Onkels von der Firma. Wahrscheinlich lies er sich ausbezahlen. Zu allem Übel kam dann auch noch eine saftige Steuernachzahlung hinzu, auf der mein Onkel als Alleininhaber sitzenblieb. Dadurch wurde die Firma zahlungsunfähig. Er war halt ein Praktiker und kein Kaufmann. So kam, was kommen musste. Die Firma wurde insolvent und ich arbeitslos. Er bat mich, solange zu bleiben bis die letzten Aufträge abgearbeitet waren. Da ich ledig und keinerlei Verpflichtungen hatte, sagte ich zu. Ich dachte, „es wird sich schon nachher etwas finden.“

In dieser Zeit, es war Januar 1950, kam von meiner alten Firma eine Postkarte, mit der Bitte

demnächst einmal vorzusprechen. Bei dem Gespräch wurde mir das Angebot gemacht, wieder als techn. Zeichner zu arbeiten. Arbeitsbeginn sofort. Ich sagte daraufhin, dass ich noch kündigen müsse und dann Bescheid sage. Bei mir dachte ich „wieder einmal Glück gehabt.“ Nach einigen Tagen sagte ich dann bei meiner alten Lehrfirma zu. So kam es, dass ich gegen Ende des Monats meine Tätigkeit in meiner neuen, alten Firma antrat. Als ich meine Arbeitspapiere abgab und der Chef die letzte Abrechnung sah, meinte er „Die wollten dich wohl verhungern lassen“. Mein Verdienst im Monat Januar betrug nämlich ganze 85 DM.